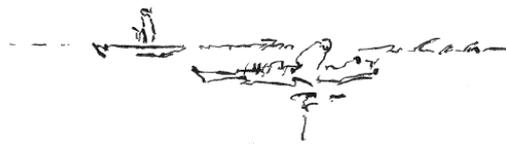


Karl-Markus Gauß. Die Donau hinab. Innsbruck-Wien: Haymon 2009, Seiten 11-13, 29-30, 146-150.

Am Anfang war das Wasser; und auf dem Wasser schwebte der Geist, und der Geist wurde Wort und hieß Donau.

Eine Donaureise der besonderen Art: Karl-Markus Gauß erkundet den großen Strom von A bis Z und erzählt von Menschen und Büchern, Geschichte und Geschichten entlang seiner Ufer – aber auch von seiner ganz persönlichen Donau. Christian Thanhäusers filigrane Zeichnungen und Holzstiche, Bilder einer Reise von der Donaumündung bis zu den Quellen, lassen die Poesie und Schönheit der Donau, dieser Lebensader Mitteleuropas, spürbar werden.



Das vollständige
Verlagsprogramm und
viele weitere Informationen
finden Sie auf:

www.haymonverlag.at

ISBN 978-3-85218-599-6



9 783852 185996

Christian Thanhäuser / Karl-Markus Gauß Die Donau hinab

HAYMON

Christian Thanhäuser
Karl-Markus Gauß

Die
Donau
hinab HAYMON



Christian Thanhäuser
Karl-Markus Gauß
Die Donau hinab

Eine Reise entlang der Donau, der Lebensader Mitteleuropas, von den verschiedenen Quellen durch die Länder der ehemaligen k.u.k. Monarchie über das Schwarze Meer zum Bosphorus: Christian Thanhäuser spiegelt den Verlauf der Donau in seinen filigranen Zeichnungen und Holzschnitten, Karl-Markus Gauß erzählt in seinem Donaualphabet von A wie Al-Bahari bis Z wie Zwiefalten den Fluss entlang durch Zeiten und Länder: von Schriftstellern und Gelehrten, die am Ufer der Donau wirkten, von ihren Ideen und Büchern, von Geschichten und Geschichte, die dort geschrieben wurden – und von seinen ganz persönlichen Erinnerungen an seine donauschwäbische Familie.

Die zarten Donaubilder von Thanhäuser verflechten sich mit den Betrachtungen, Erzählungen und Abschweifungen von Gauß zu einer gemeinsamen Geschichte der Donau – der Geschichte eines Flusses, der Länder und Menschen, Kulturen und Epochen bis heute verbindet.



Karl-Markus Gauß, geboren 1954, lebt als Schriftsteller und Herausgeber der Zeitschrift *Literatur und Kritik* in Salzburg. Er schreibt regelmäßig u.a. für die *Neue Zürcher Zeitung*, *Süddeutsche Zeitung*, *Die Zeit*, *Salzburger Nachrichten* und *Die Presse*. Seine Bücher wurden in viele Sprachen übersetzt und mit etlichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Vilenica-Preis für Mitteleuropäische Literatur, dem Manès-Sperber-Preis und dem Georg Dehio-Preis.

Christian Thanhäuser, geboren 1956 in Linz, lebt in Ottensheim/Oberösterreich. Vielfach preisgekrönter bildender Künstler, Grafiker, Buchgestalter und Verleger der Edition Thanhäuser. Zahlreiche Einzelausstellungen im In- und Ausland. Bislang erschienen über sechzig mit Holzschnitten und Radierungen illustrierte Bücher und Mappenwerke.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch das Amt
der Oberösterreichischen Landesregierung, Direktion Kultur
und das Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturabteilung.

Christian Thanhäuser dankt der Kulturabteilung des
Landes Oberösterreich für einen Reisekostenzuschuss.

Normalausgabe: ISBN 978-3-85218-599-6

Vorzugsausgabe: ISBN 978-3-85218-608-5

Im Schuber mit beigelegtem Holzschnitt von Christian Thanhäuser,
40 Exemplare, nummeriert und signiert.

Luxusausgabe: ISBN 978-3-85218-609-2

Im Schuber mit beigelegtem 14-teiligen Holzschnittzyklus
von Christian Thanhäuser,
10 Exemplare, nummeriert und signiert.

© 2009

HAYMON verlag

Innsbruck-Wien

www.haymonverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem
anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-85218-599-6

Umschlag- und Buchgestaltung:

Kurt Höretzeder, Büro für Grafische Gestaltung, Scheffau/Tirol

Gedruckt auf umweltfreundlichem,
chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Ich wusste noch nicht, was die Donau war, da wusste ich schon, dass wir Donauschwaben waren. Im Unterschied zu meinen Schulfreunden, deren Eltern aus der Stadt Salzburg stammten oder aus dem Lungau oder einem Dorf in Tirol zugezogen waren, sind meine Eltern erst 1945 nach Österreich gekommen. Das war, immerhin, etwas Besonderes. Ihre lange Wanderschaft hatte in der Batschka ihren Ausgang genommen, durch das halbe vom Krieg zerstörte Europa geführt und gänzlich zufällig in Salzburg geendet. Wir waren Donauschwaben, das wusste ich, denn mein Vater leitete eine Beratungsstelle für Flüchtlinge, worunter vornehmlich Donauschwaben und Siebenbürger Sachsen gemeint waren, die am Ende eines verheerenden, von den Nationalsozialisten vom Zaum gebrochenen Krieges, in dem sich diese in ihrem Eroberungsdrang auch auf die vermeintlich unerlösten deutschen Volksgruppen auf dem Balkan berufen hatten, aus ihrer Heimat vertrieben wurden.

Wer die Donauschwaben wirklich waren, darüber gibt es viele Gerüchte und Legenden. Es fängt schon damit an, dass die Donauschwaben gar keine Schwaben waren, oder genauer: dass die Schwaben nur eine von vielen Gruppen bildeten, die erst kurz vor ihrem unverdienten historischen Untergang im 20. Jahrhundert in einen gemeinsamen Namen gefasst wurden. Es waren nämlich Franken, Pfälzer, Hessen, Aargauer, Elsässer, Lothringer, Luxemburger, Thüringer und Auswanderer aus vielen österreichischen Erbländern, die seit Ende des 17. Jahrhunderts in großen Wellen, den „Schwabenzügen“, tief nach Südosteuropa gelangten. Sie kamen in verödetes Gebiet, in dem nach einer schier endlosen Folge von Schlachten zwischen den osmanischen und den österreichischen Heeren die Gebeine gefallener, hingemordeter Generationen moderten. Nach den Siegen, mit denen die kaiserlichen Heere unter dem Prinzen Eugen von Savoyen die Osmanen endgültig aus Mitteleuropa zurückwarfen, ging es die Habsburgische Verwaltung mit bürokratischem Eifer an und suchte das nahezu menschenverlassene Land systematisch neu zu besiedeln; ein Land, das, in den staatlichen Kategorien von heute gedacht, den Süden Ungarns, den Osten Kroatiens sowie weite Teile Serbiens und Rumäniens umfasste und damals zur Gänze der Donaumonarchie zugehörte.

Zu solchem Siedlungswerk brauchte es Menschen, viele Menschen, die bereit waren, ihre Heimat zu verlassen. Die deutschnationale Mythologie hat sie später zu kühnen Ostlandfahrern erklärt, zu wehrhaften Grenzlandbauern, zum christlichen Bollwerk des Abendlands gegen die stets drohende islami-

sche Gefahr. Doch hat auch damals seine Heimat nur verlassen, wer keine Aussicht sah, Not und Unterdrückung in ihr selbst zu wenden: So brachen Leute auf, die feudale Willkür oder religiöse Unterdrückung gelitten hatten, aus der Bahn geworfene Existenzen, Handwerker, die sich als Tagelöhner verdingen mussten, Bauernsöhne, die bei der Erbteilung leer ausgegangen waren, junge Frauen, die der Witwenstand ins Elend oder in die Prostitution geführt hatte. Eine großdeutsche Ideologie hatten sie gewiss nicht im Gepäck, als sie sich ins Ungewisse aufmachten und hofften, es würde ihnen dort, in der Fremde, besser ergehen als zuhause.

Die erste Generation starb an Seuchen, an den kalten Wintern, Missernten, an ihrer Unkenntnis des Landes und Klimas dahin. Um 1900 aber hatten es ihre Nachfahren allenthalben zu Wohlstand gebracht, und erst jetzt fanden sie auch zu so etwas wie einer gemeinsamen Identität als „Donauschwaben“. Sie zählten wohl 1,5 Millionen Menschen, galten als „jüngster deutscher Stamm“ und lebten stets in Nachbarschaft zu anderen Nationalitäten des Donaauraums, zu Ungarn, Kroaten, Serben, Rumänen, Juden, Zigeunern und einem halben Dutzend kleinerer Völkerschaften. Man braucht dieses Zusammenleben nicht zur ungetrübten Völkeridylle zu verklären, aber bis ins 19. Jahrhundert ist in den historischen Quellen von nationalen Konflikten nicht die Rede. Der historische Raum war vielmehr von der Koexistenz verschiedener Völker geprägt, und die tägliche Begegnung über die Grenze der eigenen Nationalität hinaus war eine schlichte Überlebensnotwendigkeit für jeden. Mein Großvater Michael Herdt ist nur vier Jahre zur Volksschule gegangen, aber er konnte sich in sechs Sprachen unterhalten, denn sechs Nationalitäten lebten in der Batschka in jeder kleinen Stadt und fast in jedem Dorf zusammen.

Wir waren Donauschwaben. Alle meine Verwandten, die von „unten“, aus Syrmien, dem Banat oder der Batschka kamen, sprachen ein anders gefärbtes Deutsch, als ich es von meinen Spielgefährten und den Erwachsenen in der Siedlung kannte. Warum waren wir dann nach Österreich und unter diese Leute geraten? Die Wehrmacht hatte eine Blutspur durch den Balkan gezogen und sich dabei auch donauschwäbischer Helfershelfer bedient. Dafür hatten die Donauschwaben am Ende des Krieges zu bezahlen; zur kriminellen Minorität erklärt, wurden sie kollektiv verjagt. Wer blieb, oft im Zutrauen, dass ihn seine Freundschaft zu serbischen Geschäftspartnern und Nachbarn sowie beweisbare Unschuld vor Verfolgung schützen würden,

sah sich getäuscht. Abertausende von ihnen wurden in Lager gesteckt, wo sie verhungerten, an Typhus oder Tuberkulose starben; die das Glück hatten zu überleben, kamen nach Jahren frei und haben sich, wenn sie nicht verspätet das Land verließen, rasch den staatstragenden Nationalitäten der Serben oder Kroaten angeschlossen, deren Sprache sie ohnedies beherrschten.

Längst räumen serbische Historiker ein, dass es zwar eine nationalsozialistische Gleichschaltung der politischen Elite, aber keine Faschisierung der Volksgruppe selbst gegeben hat und den Donauschwaben mit der Vertreibung Unrecht zugefügt wurde. Diese Rehabilitierung vermag nichts mehr daran zu ändern, dass die Donauschwaben, die erst spät in der Geschichte auftauchten, bereits wieder aus dieser verschwunden sind. Dort, wo ihr historisches Siedlungsgebiet war, leben, versprengt, nur mehr wenige von ihnen; in Deutschland und Österreich wiederum, wo sich 1945 hunderttausende ansiedelten, sind deren Kinder und Kindeskinde längst in der Landesbevölkerung aufgegangen. Am beharrlichsten halten sich donauschwäbische Traditionen in den USA und in Kanada. Gleich vielen anderen Einwanderern pflegen auch die amerikanischen Donauschwaben ein inniges Verhältnis zur „alten Heimat“, und dass die allermeisten von ihnen diese gar nicht kennen, hindert sie nicht, sich in Trachten- und Volkstanzgruppen zu organisieren, alljährlich Kirchweih zu feiern und sich in einem Dialekt zu üben, dessen Standardsprache, das Deutsche, sie nicht mehr verstehen. Ein Snob, wer daran etwas zu tadeln fände.

Heute ist Futog ein Stadtteil von Novi Sad, aber 200 Jahre lang war es eine donauschwäbische Kleinstadt an der Donau. Dort baute ein früh verwaistes Kind, das sich zum Hutmacher ausgebildet hatte und mit Geschick und Fleiß in dieser Profession reich geworden war, ein Kaufhaus, das von Brillen und Uhren über Grammophone, Porzellangeschirr und landwirtschaftliche Geräte bis zu lebenden Säuen und Zeitungen alles im Angebot hatte. Es war der Stolz meines Großvaters Michael Herdt, dass es auf der großen weiten Welt nichts gebe, das er, sofern es seiner Kundschaft danach gelüstete, nicht auch in Futog anbieten könnte.

In Futog ist auch meine Mutter geboren, und wie sie mir den Ort ihrer Kindheit schilderte, konnte ich ihn mir nie anders denn als unter einer brennend heißen Sonne brütendes Dorf vorstellen, dessen wahres Element der Staub war, der feine Staub, der über den Straßen lag und der, wenn der Postbus aus Novi Sad durchfuhr, aufwirbelte, sodass die Kinder schon darauf warteten, unter seiner langsam niedersinkenden Kuppel wie unter einer Brause zu „baden“. Futog, das war der pannonische Staub – und die Donau, zu der die Kinder sommers zogen, um sich von ihr ein paar Kilometer flussabwärts treiben zu lassen und dann an ihrem Ufer wieder zurückzutreiben, ein Vergnügen, so groß, dass meine Mutter noch am Ende ihrer Tage kein anderes zu nennen wusste, das ihm gleichgekommen wäre. Doch die Donau forderte auch jedes Jahr ihre Opfer unter den Jugendlichen, denn sie hatte Untiefen, Stromschnellen und war, so ruhig sie dahinfloss, wie geschaffen dafür, dass man sie unterschätze und von ihr nicht ans Ufer, sondern hinaus in die Mitte des Flusses getrieben wurde und ertrank.

29

Die 1944 aus Futog vertriebenen Schwaben haben ihre Stadt in Bayern noch einmal aufgebaut, nicht an einem großen Fluss, sondern einem Bächlein, der Alz, und Garching genannt. Schnurgerade legten sie dort ihre Straßen an, die staubig waren und einander im rechten Winkel schnitten, ein Haus bauten sie gerade so wie das andere, und vor einem jeden gab es einen kleinen Garten, in dem sie exzessiv Gemüse zogen. Wenn ich meine Großeltern besuchte, die noch zwanzig ratlose Jahre in Garching lebten, erschauerte ich vor der Reglementierung des Lebens in dieser kleinen Welt, in der ein jeder von jedem alles wusste und keine Abweichung unbemerkt, kein Fehltritt ungeahndet blieb. Auch meine Mutter fühlte sich in Garching nicht wohl und hat es nur ungern und aus Pflichtgefühl besucht. Futog hingegen, das gleiche Städtchen, aber in einer anderen Zeit, an einem anderen Fluss und unter einem anderen Himmel, hat sie in dem Buch, das sie zu schreiben begann, als sie ihren Tod nahen fühlte, für ihre Kinder und Enkelkinder mit solcher Intensität der Erinnerung noch einmal erstehen lassen, dass es geradezu leuchtend vor uns steht.

Aleksandar Tišma war der Sohn einer ungarischen Jüdin und eines Serben der Wojwodina und wuchs in Novi Sad auf. Er war schon zwanzig und wusste längst, dass er Schriftsteller werden wollte. Aber ihm war noch nicht klar, in welcher Sprache er es werden sollte. Lange schwankte er zwischen dem Ungarischen und Serbokroatischen, die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Nationalität war in der Batschka eine Frage des Willens, und oft hatten innerhalb einer Familie nicht alle denselben Willen. Ob er Ungar oder Serbe war oder aber werden sollte, war für Tišma also eine Frage der eigenen Entscheidung, die ihn quälend beschäftigte; dass er Jude war auf Leben und Tod, darüber konnte er hingegen nicht selber entscheiden, diese Entscheidung war über ihn von den Rassisten verhängt und er konnte ihr folglich nicht entinnen.

Tišma überlebte die Jahre der deutschen Besetzung des Balkans, in denen Jagd auf Juden gemacht wurde, und entschied sich dann, ein serbischer Schriftsteller zu werden. Fast alle seine Prosawerke erzählen vom Faschismus, von der Okkupation, Verfolgung und Vertreibung, vom Leben im Ausnahmezustand. Tišma ist ein geduldiger Erzähler, der sich davor hütet, die Ereignisse, die er ausbreitet, moralisch zu bewerten. Er klagt nicht an, so entsetzlich die Dinge sind, von denen er berichtet, er will ihre Mechanik verstehen und die unerbittliche Konsequenz menschlichen Handelns.

Im „Buch Blam“, dem verstörenden Porträt eines Überlebenden, der die Scham empfindet, überlebt zu haben, schildert Tišma jene berüchtigte Nacht, die als „Razzia von Novi Sad“ in die Geschichte der großen Verbrechen eingegangen ist. Damals sind im Jänner 1942 die jüdischen Bewohner Novi Sads in einer langen Reihe an die Donau getrieben und von ungarischen Gardisten durch die in die Eisdecke geschlagenen Löcher in die Donau gestoßen worden. Während ein Teil der Bevölkerung vor den Augen ihrer Nachbarn abgeschlachtet wurde, vermeldete die Lokalzeitung anderntags unverdrossen die kleinen Sensationen des Alltags: „Der Chor der Kathedrale sang unter der Stabsführung von Professor Milutin Ruziz sonntags seine zweihundertste Liturgie.“ Dieser Gleichzeitigkeit ist Aleksandar Tišma in allen seinen Romanen und Erzählungen nachgegangen, der Gleichzeitigkeit von Verbrechen und Alltag, Mord und Familienglück, organisiertem Wahn und der Flucht ins schäbige Idyll. In seinem zutiefst pessimistische Menschenbild hat er keinen Zweifel daran gelassen, dass aus seinem Befund des Schreckens nur eine schreckliche Prognose gezogen werden kann: Wie es einmal war, kann es jederzeit wieder werden.

Eine Festung auf der einen Seite, eine Stadt auf der anderen: Prinz Eugen von Savoyen hatte das alte Peterwardein zur mächtigen Feste ausbauen lassen, um an der Donau ein beständiges, das Land beherrschendes Bollwerk gegen die Osmanen zu haben, und gegenüber begann eine neue Stadt zu wachsen, die das „Neue“ bis heute in all ihren verschiedenen Namen trägt. Von ihren deutschen Bewohnern, den donauschwäbischen, gerade erst ins Land geschickten Siedlern wurde sie Neusatz genannt. Neusatz war nicht nur die kulturelle Metropole der Donauschwaben und der Verwaltungssitz der Batschka, sondern als Novi Sad auch für die Serben eine ihrer wichtigsten Städte. Immerhin ist hier die Matica Srpska angesiedelt, die älteste serbische Institution für Künste und Wissenschaften, die freilich im ungarischen Budapest gegründet wurde; damals war die Verbindung von Nation und Staat eben noch nicht eng geschnürt, sondern locker gehalten.

In Neusatz/Novi Sad lebten freilich auch Slowaken, die zahlreich durch die seltsamen geschichtlichen Verwicklungen hierher gelangt waren und ihre Stadt Nový Sad nannten, und erst recht die Ungarn betrachteten die Stadt an der Donau auch als die ihre. *Újvidék*, wie sie sie nannten und auch heute noch nennen, da sie dort zu einer beargwöhnten Minderheit geworden sind, gehörte ja bis 1918 zur ungarischen Reichshälfte der Donaumonarchie. 1918 fiel es an das neue entstandene Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, während des zweiten Weltkriegs wurde es von deutschen und ungarischen Truppen besetzt, nach 1945 war es die Hauptstadt der von Tito mit dem Status einer autonomen Provinz ausgestatteten Vojvodina. Als Slobodan Milošević 1989 entschlossen daran ging, den „Bund der Kommunisten Serbiens“ zur nationalen Bewegung umzuformen, hat er staatsstreichartig jene Autonomie abgeschafft, die der Vojvodina und dem Kosovo eine relative Selbständigkeit und dem Staat seine mühsam austarierte Balance gab. Die jüdischen Bewohner der Stadt wurden während des zweiten Weltkrieges ermordet, die serbischen vieltausendfach verfolgt, die deutschen 1945 nahezu vollständig vertrieben, die ungarischen in der Ära des großserbischen Nationalismus am Ende des 20. Jahrhunderts schikaniert. 1995 bombardierten die Flugzeuge der NATO die Stadt und zerstörten ihre große Donaubrücke. Auf rätselhafter Weise ist es der Stadt mit den vielen Namen, die alle das gleiche bedeuten, bis heute gelungen, etwas von der nationalen Vielfalt und kulturellen Offenheit zu bewahren, die ihr so oft ausgetrieben werden sollten.

Aus Novi Sad/Újvidék stammt der ungarische Schriftsteller László Végei, der die hinreißendsten Briefe auf Deutsch, einer von ihm mit schöpferischen Regelverstößen praktizierten Sprache, zu schreiben weiß. Aus seinem aufwühlenden Kriegstagebuch durfte ich in der Zeitschrift „Literatur und Kritik“ schon Passagen veröffentlichen, als er noch an ihm schrieb. Als es, viel später, unter dem Titel „Exterritorium“ in Buchform erschien, wurde diesem Autor, der seit bald vierzig Jahren skurrile, grimmige, gleichermaßen phantasievoll abschweifende wie gedanklich strenge Bücher veröffentlicht, endlich auch im deutschen Sprachraum jene Beachtung zuteil, die ihm schon lange gebührt. Végei, der mit dem nicht minder kauzigen Ottó Tolnai der bedeutendste ungarische Autor der Vojvodina ist, zeichnet diese große Donauprovinz, in der seit Jahrhunderten mit durchaus wechselndem Erfolg verschiedene Nationalitäten auf engem Raum zusammenleben, nicht als kakanische Völkeridylle, auch nicht als geglückte Probe auf ein multikulturelles Europa. Die Empörung, mit der er vom letzten Anlauf berichtet, das Modell eines kleinen Europa zu zerstören, von dem Versuch serbischer Nationalisten, das Land ethnisch zu purifizieren und ihm so seine eigene Geschichte auszutreiben, ist so groß, weil Végei immer noch daran glaubt, dass gerade hier, in der Vojvodina, die Geschichte andere Wege gehen könnte.

In „Exterritorium“

zeigt er auf bestürzende Weise, wie ausgerechnet die Vojvodina zum Exerzierfeld der Nationalisten wurde. Seiner alten Mutter empfahlen die Nachbarn, doch endlich in ihre „Heimat“ zurückzukehren, dabei hatte die Frau ihr Lebtag lang im selben Dorf in der Vojvodina gelebt und Ungarn nicht ein einziges Mal besucht. In den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts „verschwand aus den Straßen Újvidéks die Sprachenvielfalt. In den Bussen, in den Cafés, auf der Straße hörtest du bald kein ungarisches, rumänisches oder slowakisches Wort mehr“.

„Exterritorium“ ist ein einzige Klage um eine andere Vojvodina, ein anderes Novi Sad, das nicht erst von den NATO-Bombern zerstört wurde, sondern in deren multinationale Kultur schon vorher das Gift des Nationalismus träufelte. Der so unnach-sichtig die große Politik und das kleine menschliche Versagen geißelt, der so hart ins literarische Gericht geht mit Wendehälsen und Kriegsgewinnlern, er ist ein liebenswürdiger, sanftmütiger Mensch, der keineswegs in die angemaßte Rolle verliebt ist, der Letzte zu sein: der letzte Repräsentant der ungarischen Kultur und Sprache in diesem Gebiet. Seine Anklage ist nicht selbstherr-

lich, seine Klage nicht eitel; gerade weil László Végel nicht in den Untergang vernarrt ist, urteilt er so scharf über jene, die den Untergang betreiben und dem Kult des Todes, und sei es ihr eigener, verfallen sind.

Noch im Alter von fast achtzig Jahren, kurz bevor er in das große Vergessen eintauchte, hat mir Johannes Weidenheim die Aufstellung der Fußballmannschaft „Dulcis Werbaß“, für die er in den Dreißigerjahren im Tor stand, aus dem Gedächtnis aufsagen können. Um was für eine Mannschaft es sich gehandelt hat, kann man daran ermessen, dass sich in ihr mit Breitwieser, Skoda, Gvozdenović, Elnescu und Kohn wahrlich klingende pannonische Namen fanden. Werbaß, von den Serben Vrbas und nach 1945 Titov Vrbas genannt, ist eine Stadt zwischen Donau und Theiß, mein Vater war dort seit seinem 24. Lebensjahr Professor an der Deutschen Lehrerbildungsanstalt, wo er auch Johannes Weidenheim und meine Mutter als Schüler hatte. Der 1918 geborene, 2002 verstorbene Weidenheim hat Werbaß in fast allen seinen Büchern porträtiert, allerdings heißt es in seinem erzählerischen Werk zumeist „Maresi“, abgekürzt von dem gravitätischen „Maria-Theresiendorf“, in dem sich der historische Hintergrund der Landnahme sprachlich materialisierte. Der Donauschwabe Johannes Weidenheim ist einer der großen Autoren Pannoniens. Der größte Autor des Balkans im 20. Jahrhundert, Miroslav Krleža, hat ihn gerühmt und der serbische PEN-Klub sein Schaffen ausgezeichnet; im deutschen Sprachraum jedoch sind seine Romane „Das Türkische Vater-unser“, „Treffpunkt jenseits der Schuld“, „Kale-Megdan“, „Heimkehr nach Maresi“ und seine Erzählensammlungen „Morgens zwischen vier und fünf“ oder „Das Lied vom Staub“ zwar mehrfach aufgelegt worden; die gebührende Beachtung haben sie gleichwohl nie gefunden.

Alle seine Erzählwerke sind poetisch und präzise zugleich, sie künden von einer versunkenen Welt mit Wehmut und mit Grimm. Über der Welt von gestern, der pannonischen Kleinstadt, liegt der Glanz früher Kindheitstage, das verwehte Glück, aber es werden auch die Verbrechen nicht verschwiegen, die jene Welt zerstörten, und nicht die Namen derer, die diese Verbrechen verübten. Mit der großdeutschen Ideologie hat sich Weidenheim zeitlebens auseinandergesetzt, eindringlich schilderte er, wie sie nach und nach auch viele Donauschwaben erfasste und verblendete. Und doch zeigt er in jedem seiner Werke, dass die Geschichte nichts Unausweich-

liches hat, dass der Hass, der zwischen den pannonischen Nationalitäten wuchs, nichts Naturgegebenes war, sondern, in gewissem Sinne, den historischen Erfahrungen der Region sogar widersprach.

Johannes Weidenheim war der erste Schriftsteller, den ich persönlich kennenlernte, er war in meiner Kindheit oft bei uns auf Besuch. Im „Lebenslauf der Katharina D.“, einem meisterhaften Erzählwerk, das ich 1993 für eine Neuauflage unter dem Titel „Pannonische Novelle“ an den Otto-Müller-Verlag vermitteln konnte, hat er auch ein Stück meiner Familiengeschichte geschrieben. Wenn man ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er oft mit dem ihm eigenen abgeklärten Phlegma: „Ich lebe seit 1945 in Bonn am Rhein, dort ist alles schön und fein geordnet, aber der Rhein kann sich anstrengen, wie er will, es wird doch nie die Donau daraus.“

150